Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 63 (2007)
Heft: 2

Artikel: Bürstenbinder sind keine Schluckspechte : Sprachliches zum grossen Durst

Autor: Heisch, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421910

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bürstenbinder sind keine Schluckspechte

Sprachliches zum grossen Durst

Von Peter Heisch

Der Mensch besteht, wie wir wissen, zu über neunzig Prozent aus Wasser und bedarf daher der ständigen Flüssigkeitszufuhr. Es ist also kaum verwunderlich, dass die Aufnahme des physiologisch äusserst wichtigen Lebensstoffes, den wir im schweizerischen Hochdeutsch bildkräftig als «Tranksame» bezeichnen (von «same», was indogermanisch «Wurzel» bedeutet, die es schliesslich herzhaft zu begiessen gilt), auf breiter Basis auch Eingang in Redewendungen und Gedankenformen unserer Sprache gefunden hat.

So konnte der bisweilen über *Wissens-, Rache- oder Blutdurst* lamentierende Volksmund aus dem munter sprudelnden Born sogenannter Weisheiten schöpfen, die sich über Jahrhunderte hinweg angesammelt hatten und wie geschaffen scheinen für den metaphorischen Gebrauch; und dementsprechend reichhaltig, lehrreich und beispielhaft bieten sich auch die daraus hergeleiteten Sentenzen an.

Der Durst hat von jeher die Fantasie der Trinker beflügelt und als versuchte Rechtfertigung für ihre Masslosigkeit oder Abscheu davor, dass mancher gelegentlich einen *über den Durst* trinkt, zu treffenden Vergleichen angeregt. Wir schreiben ihm als Verursacher *eine durstige Leber* zu, die freilich nichts dafür kann, aber still leidet, schelten Trunkenbolde als *ein Fass ohne Boden* und bezichtigen sie, *sie saufen wie ein Loch* oder *Kanalschacht* und erinnern den Wirt an den warnenden Ausspruch: «Man soll dem Esel nichts zu trinken geben, wenn er keinen Durst hat.»

Immerhin: «Die ganze Nacht gesoffen, ist auch gewacht.» – «Es trinkt ja mancher nicht zu viel, er kann nur zu wenig vertragen.» Denn: «Wer ein wenig zu viel trinkt, trinkt viel zu wenig.» – «Wie mancher trinkt auf die Gesundheit anderer – und richtet damit seine eigene zu Grunde.» Aber einerlei: «‹Keine Komplimente›, sagte die Weinflasche zum gnädigen Herrn, als er vor ihr unter den Tisch fiel.» Wir wissen ja nur zu gut: «Beim Biere gibts viel tapfere Leut.» Aber keine Bange: «Es saufen nicht gleich alle den Rhein aus, die damit drohen.»

Vielleicht hat mancher einen triftigen Grund, seinen Kummer zu vergessen. Dem diene Carl Zuckmayers Vers zur Mahnung: «O trinke nie, um etwas zu vergessen./Es sinkt nur um so schwerer in dich ein.» Und er wusste als Rheinländer und Freund des guten Weines, wovon er sprach. Dem steht das trotzig-fatalistische Trinkverhalten Boris Viands entgegen, der freimütig gestand: «Ich trinke, ganz gleich, welchen Dreck,/Hauptsache, er hat seine zwölf Prozent weg.»

Andererseits vernehmen wir: «Hüte dich vor Essern, die nicht trinken», vermutlich, weil sie nach landläufiger Meinung als weniger umgänglich gelten? Als ebenso beachtenswert erweist sich der Hinweis: «Man kann nicht zugleich trinken und pfeifen», was besagen will, dass es unmöglich erscheint, zwei Dinge auf einmal zu erledigen, zumindest solange man den Mund voll hat. In schroffem Gegensatz dazu steht die stille Poesie des Trinkens, die Wilhelm Busch anzüglich so besang: «Wie lieb und duftig perlt die Blase/Der Witwe Klicko in dem Glase» und reicht über Uhlands wackeren Schwaben, der im fernen Morgenland sich notgedrungen «den Trunk hat abgetan» bis zu Goethes schwärmerischem «Trank voll süsser Labe» in der Ballade vom Sänger. Ja, selbst staubtrocken-nüchterne Wirtschaftsexperten bemühen zuweilen die gefürchtete *Durststrecke,* die den steinigen Weg zum Konjunkturaufschwung charakterisiert, auf dem weder Quelle noch Wasserstelle zu irgendwelchen Hoffnungen berechtigen, weil der Markt völlig ausgetrocknet ist und es allenfalls zu einem solch widersprüchlichen Phänomen wie «Nullwachstum» kommt, wofür nach Erfolg dürstende Seelen keine hinreichende Erklärung finden.

Allerdings erfüllen manche dieser gängigen Redensarten nicht selten den Tatbestand der üblen Nachrede. Die betrifft vor allem die abschätzige Äusserung, jemand *saufe wie ein Bürstenbinder,* was zu Unrecht auf die Verunglimpfung eines ohnehin vom Aussterben bedrohten Berufsstandes hinausläuft, zumal es sich bei den vermeintlich notorisch der Trunksucht verfallenen Bürstenbindern in Wahrheit um eine Kontamination, eine Wortvermengung von «Bursenbündlern» handelt, der potomanisch veranlagte Burschenschafter als straff organisierte Kampf- und Stiefeltrinker in ihrer Studienzeit als Namensgeber zu Gevatter standen.

Ins gleiche Kapitel fällt die Invektive: *Du becherst wie ein Brunnenputzer,* die ihren Trugschluss offenbar alleine aus der Tatsache herleitet, dass Brunnenputzer aus ihrer berufsmässigen Nähe zu Flüssigem notwendigerweise eine Untugend machten und somit in Verruf gerieten. Auch in dieser Hinsicht mag

die Empfehlung gelten: «Man muss den Brunnen so tief graben, bis er Wasser gibt», will heissen: bis man zu den Quellen der Erkenntnis vorstösst.

Es geht also nicht an, Bürstenbinder und Brunnenputzer von vornherein als *Schluckspechte* zu diffamieren, worunter man Leute mit exzessivem Trinkverhalten zufolge eines Persönlichkeitsdefizits versteht. Immerhin kann man sich anhand des Kunstworts *Schluckspecht* lebhaft vorstellen, wie aufgeregte Trinker an einem Fass oder an einer Flasche picheln, was häufig zu einer *Pichelei,* sprich: einem Besäufnis ausartet.

Das Verb schlucken erklärt die Etymologie hingegen als Intensivbildung zum starken Zeitwort *sluken* oder *sluka,* das vergrämtes Hinunterwürgen kennzeichnet, und das ist ja oft weniger erfreulich, wenn man bedenkt, wie manche Krott oder bittere Pille der Mensch in seinem Leben bisweilen schlucken muss. Vermutlich mehrmals leer schlucken musste ein armer Schlucker, wenn er beim Zapfenstreich, der vormaligen Polizeistunde, bei welcher der Wirt ordnungsgemäss den Spunden ins Fass schlug, seine auf dem *Kerbholz* eingeritzte Rechnung präsentiert bekam und nicht wusste, wie er sie bezahlen sollte.

Eine ganz andere Geschichte ist hingegen die Sache mit dem *armen Schlucker,* der in Wirklichkeit gar kein solcher war, sondern allenfalls ein gewitzter Schlaumeier, der nicht bedauert, sondern allenfalls bewundert zu werden verdient. Und das kam so: Nachdem Kaiser Josef II. in Wien huldvollst den Prater der Allgemeinheit als Geschenk aus der «Ozon-Privatschatulle» zugänglich gemacht hatte, wie Alfred Polgar ironisch bemerkte, wollte er zumindest den Schönbrunn benachbarten Lainzer Tiergarten ganz für sich behalten. Deshalb beschloss er, diesen von einer hohen Mauer einfrieden zu lassen, und vergab den Auftrag unter den Baumeistern zur Ausschreibung, die angesichts dieses grossen Vorhabens sogleich von Habgier erfasst wurden und dank Preisabsprache untereinander zwölf Gulden pro Klafter Mauer veranschlagten.

Sie hatten jedoch nicht mit dem Preisbrecher Philipp Schlucker gerechnet, der sich anerbot, die gut fünfundzwanzig Kilometer lange Mauer zu einem Preis von zwei Gulden pro Klafter zu errichten. Er bekam den Zuschlag und vom Kaiser überdies noch dreissig Kreuzer als Supplement zugestanden. Die düpierten Baumeister machten sich in der Folge über den «armen Schlucker» lustig in der Meinung, er werde sich beim Mauerbau finanziell ruinieren. Doch weit gefehlt! Nach fünfjähriger Bauzeit hatte er 1787 das Mauerwerk errich-

tet und war dabei sogar reich geworden. Geblieben ist danach die sprichwörtliche Mär vom *armen Schlucker,* der sich in Wahrheit ins Fäustchen lachen konnte.

Auf ein sprachliches Missverständnis zurückführen lässt sich ferner die aus Südwestdeutschland stammende Wortschöpfung «Schorli» oder «Schorle» für ein Glas gespritzten Weissweins, dem man in den ehemaligen k.k.-Kronländern übrigens kurioserweise unter der vielsagenden Bezeichnung «Mischmasch» auf der Getränkekarte begegnet. Verbürgte Quellen belegen, dass dafür als unfreiwilliger Urheber der französische General Augereau gelten darf, der während der napoleonischen Kriege als Kommandant der Rhein-Mosel-Armee in den rechtsrheinisch besetzten Gebieten residierte.

Legendär waren die abendlichen Trinkgelage des französischen Generals mit der einheimischen Bevölkerung, bei welchen er, um standfest zu bleiben (und wohl auch in Ermangelung prickelnden Champagners?), den einheimischen Wein mit Mineralwasser aufzumischen pflegte und seinen Gästen mit dem Trinkspruch: «Toujours l'amour!» zuprostete, was von seinen Alemannisch sprechenden Zechkumpanen mit «Doschur lamur» beantwortet wurde.

Im Laufe der Zeit entstanden daraus rheinauf, rheinab die Varianten «Schulamur», «Schorlimorli» und schliesslich das berühmte «Schorli», das die feuchtfröhlichen Tage der Besatzung bis in unsere Zeit überleben sollte. Zu unserer nicht geringen Verwunderung taucht das als exzellenter Durstlöscher bewährte Schorli in einer etwas veränderten, originellen Form im Zeichen des blühenden Anglizismus-Unsinns neuerdings als «Shorley» auf, womit ihm eine bekannte Thurgauer Mosterei zu einem verkaufsfördernden Markennamen verhalf, was im Grenzraum zwischen Bodensee und Oberrhein für etwelche Verwirrung sorgt, wenn währschafte Schorli-Liebhaber etwas enttäuscht feststellen müssen, dass es sich beim servierten Getränk «nur» um gespritzten Apfelmost handelt.

Doch wie dem auch sei: Wir wollen nicht weiter grübeln und halten uns abschliessend an die volkstümliche Devise: «Leb wohl, Verstand», sagte der Säufer, als er zur Schenke ging, «wer weiss, wann wir wieder zusammenkommen!»